



## **Sprache ohne Macht? Anmerkungen zu Antje Schlottmanns *RaumSprache***

**Kathrin Hörschelmann<sup>1</sup>**

Department of Geography, University of Durham, Science Site, South Road,  
Durham DH1 3LE, United Kingdom,  
Email: kathrin.horschelmann@durham.ac.uk

---

Eine Frau ermordet ihre Babies und begräbt sie auf dem Balkon. Darauf lädt eine deutsche Fernsehanstalt drei Politiker und „Experten“ zur Diskussion. „Sind die Ostdeutschen verrohter?“, fragt die Moderatorin. Schon in diesem Moment hat die Diskussion einen Rahmen, der durch Argumente wie „nicht alle Ostdeutschen ermorden ihre Babies“ oder „so etwas kommt auch im Westen vor“ oder „die statistischen Fakten beweisen, ...“ nicht mehr zu sprengen ist. Es ist die große Leistung von Antje Schlottmanns Abhandlung zur *RaumSprache*, dass sie diese tautologische Struktur aufzeigt und an eine Kritik der strukturierenden Effekte räumlicher Sprachhandlungen knüpft. Schlottmanns Argument, dass die räumliche Strukturierung von Sprache eine radikale Negation ost/westdeutscher Unterschiede insofern unmöglich macht, als auch sie auf einer räumlichen Einteilung beruht, ist theoretisch über Ansätze aus der Sozialgeographie, Sprachwissenschaft und Soziologie entwickelt. Dabei ist es ihr Anliegen, diese Ansätze für eine handlungstheoretische Sozialgeographie zu radikalieren und einerseits die konstitutive Rolle sprachlicher Handlungen für das „Machen“ von Geographien konsequenter aufzuzeigen, andererseits aber auch sprachwissenschaftliche Ansätze in Bezug zu gesellschaftstheoretischen Erklärungen zu setzen und die Zentralität räumlicher Strukturierungen für soziale Konstruktionen von Wirklichkeit näher in den Blick zu rücken.

---

<sup>1</sup> ©Kathrin Hörschelmann, 2006

Schlottmann arbeitet mit dem von Benno Werlen entwickelten Konzept der signifikativen Regionalisierung, das ihr einen an Anthony Giddens angelehnten handlungstheoretischen Zugang bietet zur gesellschaftlichen Schaffung von Raum. Sie richtet ihre Kritik dieses Ansatzes jedoch auf die inkonsequente Umsetzung des Anspruches, die sprachliche Konstitution von Wirklichkeit zu ergründen. Schlottmann zufolge wird auch bei Werlen ein Subjekt vorausgesetzt, das über seine Intentionen reflektieren und dessen Umsetzungsmöglichkeiten erfassen kann. Damit bleibt, so Schlottmann, der Handlungsbegriff bewusstseinsphilosophisch gebunden (S. 77) und es besteht weiterhin das Problem zu erklären, wie Regeln „unbewusst“ entstehen und reproduziert werden. Doch ist es nicht ihr Ziel, aus der „Beobachterperspektive“ ontologische Unumstößlichkeiten festzustellen, sondern als *teilnehmende* Sprachhandelnde epistemisch-objektive Regelmässigkeiten aufzuspüren, die sie auch als WissenschaftlerIn (re)produziert. Es ist also über ihre Teilnahme an alltäglichen Sprachhandlungen, dass sie Strukturierungen nachzeichnet, diese aber nicht durch einen Aufschwung in die Vogelperspektive (oder den „God’s eye view“, nach Haraway, 1990) vom eigenen Verständnis trennen kann. Die Frage, wie sprachliche Strukturationsprozesse wissenschaftlich nachvollzogen werden können, beantwortet Schlottmann mit dem Verweis auf John Searle’s Sprachakttheorie, fügt dieser aber eine raumkonstruktivistische Perspektive hinzu. Sie argumentiert bewusst gegen den universalistischen Anspruch, dass Sprachanalyse *alles* erklären kann, folgt aber damit nicht der Kehrtwendung einiger Vertreter der von Nigel Thrift angeregten „non-representational theory“, bei der in Reaktion auf den *cultural turn* sprachliche Konstruktionen nur noch selten auf ihre Funktion für das „Geographie-Machen“ hin untersucht werden. Trotz aller Sympathie mit dem Anliegen, geographische Wissenschaft weniger anthropozentriert zu betreiben und das Vernetztsein menschlichen Handelns mit nicht-diskursiven Materien hervorzuheben, bin ich wie Schlottmann nicht überzeugt, dass die Art und Weisen, wie Sprachhandlungen Welt konstituieren, in der Geographie ausreichend verstanden sind. Gerade in der detaillierten Auseinandersetzung mit sprachwissenschaftlichen Ansätzen und gesellschaftstheoretischen Erklärungen besteht meines Erachtens deshalb der enorme Wert von Schlottmanns Abhandlung. Die logischen Probleme, die sich dabei ergeben – zum Beispiel wie sprechend über Sprache reflektiert werden kann und wie ‚Gesellschaftlichkeit‘ und ‚Sprache‘ nicht-deterministisch definiert werden können – sind eben kein ausreichender Grund, diese Relexion aufzugeben.

Schlottmann spielt konstruktiv mit diesen Widersprüchen, ohne sie gänzlich zu lösen und das wäre, aus der Teilnehmerperspektive gedacht, auch kaum möglich. Searle folgend, versucht die Autorin eine Brücke zwischen „rohen“, unstrukturierten Gegebenheiten und gesellschaftlich strukturierten/strukturierenden Tatsachen zu schlagen, indem sie Vergegenständlichungen als Funktionszuweisungen und menschliches Handeln als intentional (auf den Gegenstand gerichtet) versteht. Intentionalität ist somit durchaus kausal, nicht aber deterministisch gedacht. Der „Gegenstand“, auf den sich intentional gerichtet wird, steht nicht „vor“ der Hand-

lung, sondern wird mit der Handlung als solcher konstituiert. Doch schließt dies nicht aus, dass Gegenstände sowohl materielle, beobachterunabhängige Eigenschaften, als auch immaterielle, beobachterabhängige Eigenschaften besitzen:

Mit der These, daß der Übergang von „rohen“ zu gesellschaftlichen Tatsachen ein sprachlicher ist, der auf die Intentionalität zurückgeht, und daß sich letztlich aber alles in *einer* Welt abspielt und insofern selbst Sprache „rohe“ Eigenschaften aufweist und auch die Natur, wie sie sich uns darstellt, eine „Kultur“leistung ist, rückt die Frage nach der Zusammenführung genauso wie der Differenzierung von Tatsachen in „Natur“ und „Kultur“ als *sprachliche* Leistung in den Mittelpunkt. Diese theoretische Grundlage verhindert anzunehmen, eine wissenschaftliche Betrachtung könne sich sprachlichen „Essentialisierungen“, „Naturalisierungen“ und „Verräumlichungen“ allgemein komplett entziehen, genauso wie sie erlaubt, das Zusammenspiel materieller und symbolischer Organisationsformen differenziert zu betrachten.“ (S. 117)

Ein wichtiger Schritt, um die Verbindung zwischen ‚Subjekt‘ und ‚Gesellschaft‘ analytisch nachzuvollziehen, ohne dabei ein vorgesellschaftliches Subjekt-Individuum oder aber eine rational erschließbare gesellschaftliche Lebenswelt zu rekonstruieren, ist für die Autorin die Unterscheidung zwischen Hintergrundebenen, die miteinander in Verbindung stehen, sich aber nicht linear-kausal aufeinander beziehen. Bei Searle werden „tiefe“ (transsubjektive) und „flache“ (individuell/persönliche) Hintergrundebenen durch eine „mittlere“ (kulturelle/intersubjektive) Ebene verbunden. Damit eröffnet sich, so Schlottmann, die Möglichkeit abzuschätzen, „inwiefern Elemente der räumlichen Sprache kulturbedingte Selbstverständlichkeiten oder transsubjektive Notwendigkeiten sind“ (S. 123). Auf Räumlichkeit angewandt ergeben sich daraus drei analytische Ebenen:

- 1) *dass* die Welt eingeteilt wird (steht fest)
- 2) *wie* sie eingeteilt wird (bleibt relativ stabil)
- 3) ihre *spezifischen* Sinngehalte (sind variabel).

Statt die erste und zweite Ebene jedoch rein negativ als Einschränkung zu sehen, argumentiert Schlottmann dafür, sie auch als ermöglichend zu betrachten, denn „[d]as Identifizieren, Orientieren und Organisieren von ‚Welt‘ scheint eine sprachliche Voraussetzung dafür zu sein, sich mit der Welt in Beziehung setzen zu können“ (S. 127). Die Einteilung in unterschiedliche Ebenen (oder „Schichten“) behält Schlottmann in der weiteren Analyse bei und unterscheidet so zunächst zwischen verschiedenen Elementen signifikativer Regionalisierung, die sie später als „Prinzipien der Verortung“ bezeichnet: Indexikalität (dort/hier), Toponym (geographische Eigennamen) und raumbezogene Metaphern und Metonyme. Als teilnehmende Sprachhandelnde, die nicht aus der Sprache „heraustreten“ kann, beschränkt sie sich damit folgerichtig auf formale Eigenschaften und Regelmäßigkeiten, die

strukturierend und wirklichkeitserzeugend wirken (siehe S. 147). Metaphern und Metonyme sichern für Schlottmann ebenfalls die Selbstverständlichkeit, mit der sprachlich verortet wird. Sie trennt zwischen Orientierungs- (Nah-Fern) und Containermetaphern (Innen-Außen), die wie andere Metaphern auch auf konventionellem Gebrauch beruhen und auf trans- sowie intersubjektive Hintergrundebenen zurückgreifen. Metonyme funktionieren ähnlich und ermöglichen die Substitution des Ganzen durch einen Teil und einer Person oder eines Ereignisses durch einen Ort. Damit funktionieren Vorortungsprinzipien laut Schlottmann als relativ stabile, strukturierende Sprachelemente, die durch individuell-variable Deutungen nicht einfach aus den Angeln gehoben werden, da sie diesen eine gewisse Selbstverständlichkeit verleihen.

Um die Einbindung einzelner Sprachakte in gesellschaftliche Praxis nachzuvollziehen, setzt sich die Autorin mit Diskurs- und Identitätstheorien auseinander, findet diese aber mangelhaft insofern Diskurs von Handlung getrennt und somit deterministisch verstanden wird und Identität nicht auf ihre Konstitution und strukturierende Wirkung hin betrachtet wird. Damit artikuliert sie durchaus berechtigte Kritiken. Jedoch erscheint mir die Auseinandersetzung vor allem mit dem foucaultschen Diskursbegriff und performativen Ansätzen zu Identität (und Differenz!) (Butler, 1990; 1993) weniger tiefgründig und differenziert als die vorausgehenden theoretischen Teilabhandlungen. Gerade bei Michel Foucault lässt sich ja eine bedeutende Wende in der Argumentation feststellen, die erkennen lässt, dass er einer deterministischen Interpretation von „Diskurs“ unter anderem durch einen mikrologischen Machtbegriff zu begegnen versuchte. Das hebt Schlottmanns Kritik nicht grundsätzlich aus, aber eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Schriften Foucaults und Kritikern, wie Lois McNay (1993: 1994), wäre fruchtbar gewesen, um aufzuzeigen, inwiefern sich das Diskursverständnis von Foucault und das performative Identitätsverständnis von Judith Butler mit dem Anliegen der Autorin überschneiden (oder nicht), Sprachhandlungen gesellschaftlich, also intersubjektiv, zu verstehen. Dann wäre aber auch eine weitere Beschäftigung mit der Frage nötig, wie ‚Gesellschaft‘ und ‚Subjekte‘ diskursiv *gemacht* werden. Der Handlungsbegriff wirkt hier verkürzend, und es besteht durchaus die Gefahr, dass er als unzureichend hinterfragter Begriff die Erklärung komplexerer Gegebenheiten ersetzt.

Für Schlottmann ergibt sich die gesellschaftliche Bedeutung von Raum(be)-deutungen aus ihrer strukturbildenden und institutionalisierenden Wirkung, wobei Strukturen als festgeschriebene, als „verwirklicht“ anerkannte, Folgen alltäglicher Sprachpraxis zu verstehen sind und Institutionalisierung sich auf „strukturierte und strukturierende Verfestigungen von Handlungsmustern und -weisen“ bezieht (S. 229). Die signifikativ gemachte ‚Region‘ manifestiert sich (strukturell) als Handlungsbegründung und als Erfahrung. Ihre Persistenz hängt von einer fortdauernden kollektiven Intentionalität ab, die ihre Existenz anerkennt und akzeptiert (S. 231f). Regionalisierende Konzepte sind insofern gesellschaftlich bedeutend, als ihnen

Funktionen zugewiesen werden können (Schlottmann nennt hier den Schritt vom indizierten Gebiet zum Territorium zum Nationalstaat, der eine Zuordnung von Menschen über die Raumbindung ermöglicht, S. 232). Über die Begriffe der Aktualisierung und Reproduktion sowie das Modell der Hintergrundschichtung versucht Schlottmann die Diskrepanz zwischen Transformationsmöglichkeiten und der Beständigkeit strukturierter/strukturierender Regionalisierungen zu überbrücken:

Der intentionale Gehalt ergibt sich nicht allein aus der Semantik, sondern in der Interaktion in einem Kontext, in dem Perspektive geklärt wird. Wie aber ist es mit den unter Eigennamen zusammengefaßten Kategorien, deren Funktion ja genau ist, die Perspektivität zu transzendieren? Sie gehören zwar dem kulturell disponierten Hintergrund an, werden aber in der Interaktion – so ist zu vermuten – nicht in Frage gestellt oder durchbrochen. Ihre Verknüpfung mit Eigenschaften von Menschen, die „aus ihnen kommen“, wird im Einzelfall in Bezug auf die Zugehörigkeit der Person revidiert, es kommt aber im Normalfall nicht zu einer Krise des Kategoriensystems selbst. (S. 233-234)

Inwiefern Raumlogiken gesellschaftlich relevant sind, zeigt die Autorin meiner Meinung nach recht überzeugend in Bezug auf die Handlungsfelder Integrationspolitik, Migration und Mobilität, Heimatschutz und Wohnortwahl, Personalpraxis, Finanz- und Warenströme sowie Wissenschaft und Forschung. Sie wendet sich anschließend der gesellschaftlichen Bedeutung ‚Ostdeutschlands‘ zu, indem sie eine Textcollage hermeneutisch interpretiert, die dem Buch voransteht und die auch in vorherigen Kapiteln beispielhaft in Bezug auf die Theoriebildung analysiert wurde. Dabei fragt sie, wie raumbezogene Muster überhaupt erst eine (Be)handlung *als* ostdeutsch ermöglichen und diese strukturieren. Hierbei deutet Schlottmann unter anderem auf den Widerspruch zwischen Einheit und Trennung, den sie auch in der Globalisierungsdebatte ausfindig macht. Die Autorin setzt sich im Verlauf der Argumentation wiederholt mit signifikativen Regionalisierungen auseinander, die sich in Diskursen zur Globalisierung wiederfinden, und zwar auch und gerade im Reden von einem „entankerten“ oder „hybriden“ Raum. Diese Diskussion verbindet das Beispiel Ost/Westdeutschland auf produktive Weise mit anderen geographischen Konzeptionen und macht dabei beide durch Kontrast und Vergleich in ihrer Widersprüchlichkeit (nicht aber „Falschheit“, wie Schlottmann betont) begreifbar. Sowohl in der Auseinandersetzung mit Globalisationsdiskursen als auch mit der signifikativen Schaffung ‚Ostdeutschlands‘ zeigt sich die Relevanz des von Schlottmann entwickelten theoretischen Ansatzes. Es wäre wünschenswert, diese Diskussion auch auf Englisch veröffentlicht zu sehen.

Der von Schlottmann entwickelte Ansatz ist theoretisch komplex und vielschichtig. Daraus ergeben sich in der sprachlichen Formulierung ab und zu Unklarheiten, zumal die Leserin sich zunächst in die angewandten und weiterentwickelten

Theoriebereiche hineindenken muss. Damit geht ein begriffliches Verständnis einher, das mir zugegebenermaßen hin und wieder mangelte. Es ist deshalb recht wahrscheinlich, dass mir das eine oder andere Teilargument entgangen ist und ich manches nicht im Sinne der Autorin interpretiert habe. Doch fand ich die regelmäßigen Zusammenfassungen und die an wichtigen Stellen eingebauten Tabellen äußerst hilfreich. Auch die Verwendung von empirischen Beispielen ist mir wichtig gewesen, nicht einfach um Abstraktes zu konkretisieren, sondern weil reine Abstraktion Gegenstandslosigkeit bedeuten würde und meiner Meinung nach somit nicht vorstellbar ist. Ein häufigerer Verweis auf den speziellen empirischen Fall „Wiedervereinigung“ auch innerhalb der Theoriebildung und nicht nur als Anhänge wäre dabei wünschenswert gewesen.

In Bezug auf die theoretische Diskussion wäre mir eine ausführlichere Behandlung der Problematiken „Macht“, „Subjektbildung“ und „Differenz“ wichtig gewesen. Doch steht dies zugegebenermaßen nicht im Mittelpunkt von Schlottmanns Theoriebildung und entspringt somit eher meinen eigenen Interessen. Macht will Schlottmann wie Giddens (und Foucault) nicht als Ressource verstanden wissen, sondern als Möglichkeit des Eingreifens in die Welt. Die Frage, was dieses Eingreifen in die Welt aber ermöglicht, wird meiner Ansicht nach hierbei jedoch nicht nachdrücklich genug gestellt, und das hat vor allem für die Analyse der Ost/West-Problematik Folgen. Schlottmanns Ziel, die strukturierende Wirkung signifikativer Regionalisierungen aufzuzeigen, leitet sie folgerichtig zu der Schlussfolgerung, dass die Subjektposition der/des Sprechenden (z. B. JournalistInnen, aber auch Medienrezipienten) nicht ausschlaggebend ist für die Anwendung von Verortungsprinzipien, die ja eben auf trans- und intersubjektiver Ebene (re)produziert und somit von Sprechern in Sprechergemeinschaften geteilt werden. Für mich wäre es dennoch wichtig, die moralisch-ideologische Schiene wieder hinzuzuziehen und stärker nach der Wirkung der expliziten, also variablen Deutungen zu fragen. Die Abgrenzung eines Gebietes als ‚Deutschland‘ und die folgende Teilung („Containerisierung“) in West und Ost (Innen/Außen), wirft dann unter anderem die Frage auf, welche Region als ‚innen‘ oder ‚außen‘ konstruiert wird. Auch die weiteren Deutungen ‚Ostdeutschlands‘ und ‚Ostdeutscher‘ (als zum Beispiel mal verroht, brutal, neo-faschistisch, autoritär, mal nostalgisch, krisenhaft, naiv, abhängig, oder auch solidarisch, menschlich, zukunftsweisend) bei der Analyse außen vor zu lassen, läuft meiner Meinung nach Gefahr, bestehende *ungleiche Machtbeziehungen* zu reproduzieren, statt sie gründlich zu hinterfragen. Dazu bleibt es wichtig zu untersuchen, wer über wen und in welchen Kontexten reden kann und warum. Eine Analyse der Veränderung der Medienstrukturen nach der ‚Wiedervereinigung‘ ist da aufschlussreich, ebenso wie es die Frage nach den AutorInnen der Textcollage gewesen wäre. Eine einfache, lineare Verbindung zwischen AutorIn und Text(be)deutung lässt sich so freilich nicht herstellen. Und doch bewirkt die signifikative Regionalisierung ja eben auch Subjektpositionen, aus denen es nicht so einfach ist sich zu „befreien“, wie die Autorin über die Teilnehmerperspektive einerseits deutlich macht, andererseits aber mit Blick auf die

Strukturen, welche das Sprechen der einen ermöglichen und das der anderen einschränken, und meiner Meinung nach nicht konsequent genug hinterfragt.

Bezogen auf den Fall, mit dem ich diese Besprechung begann, ist es dann eben doch von Bedeutung, dass die eingeladenen Politiker und „Experten“ sich als ‚westlich‘ und ‚männlich‘ verorten lassen und als solche über ein weibliches, ostdeutsches Subjekt sprechen, das in dieser Konstellation aber zum *Objekt* wird. Und die mordende Frau wird nicht nur ostdeutsch, sondern ‚die Ostdeutschen‘ werden metaphorisch zu mordenden Frauen (wie sie in anderen diskursiven Kontexten eben auch zu Neonazis, FKK-Badern, DDR-Nostalgikern, autoritären Eltern, etc. werden). Und diese Deutungen können nicht nur, sondern müssen angezweifelt werden, um sie nicht stillschweigend zu reproduzieren, selbst wenn dabei die bekannten Verortungsprinzipien, wie Schlottmann richtig erkennt, erhalten bleiben. Dieses Anzweifeln geschieht in alltäglichen Handlungen und ist nachzuzeichnen, wenn sich die Forschende über Textbeispiele hinaus zum Beispiel mit den Interpretationen bzw. Sprachhandlungen von „Rezipienten“ befasst. Auch das hat mir in dieser Studie gefehlt.

Zu stark ist für mich auch die Orientierung auf ‚Ostdeutschland‘ in einem Buch, dass sich explizit mit signifikativen Regionalisierungen in der Wiedervereinigungsdiskussion befasst. Obwohl die Gegenseitigkeit der Begriffe Ost und West anerkannt wird, konzentriert sich die Analyse der empirischen Beispiele vorwiegend auf die signifikative Schaffung ‚des Ostens‘. Um die beiderseitige Abhängigkeit der Kategorien besser zu beleuchten und aufzuzeigen, warum eine vorrangige Konzentration auf ‚den Osten‘ Gefahr läuft, die hierarchische Stellung ‚des Westens‘ als gegeben und weniger fragwürdig zu reproduzieren, wären Ansätze aus der postkolonialistischen und feministischen Kritik weiterführend gewesen.

Diese Bedenken entspringen sicher auch meiner eigenen Positionierung und der wiederholten Erfahrung, dass *über* ‚Osten‘ geredet wird, ohne den Blick umzukehren. Das heißt aber nicht, dass die Schlussfolgerungen von Schlottmann für ein emanzipatorisches politisches Projekt nicht genutzt werden können, denn die Widersprüchlichkeiten verortender Rede aufzuzeigen, enthebt diese durchaus ihrer Selbstverständlichkeit und bietet damit Potenzial für eine radikale Hinterfragung der auf ihr beruhenden Machtbeziehungen. Auch weist die Teilnehmerperspektive, konsequent umgesetzt, ja hin auf die *Effekte* wissenschaftlichen Geographiemachens. Schlottmanns sozialgeographische Theorie gibt uns für die Hinterfragung räumlicher Kategorien, die ungleiche Machtbeziehungen als naturgegeben erscheinen lassen, eine tiefgründige, gut fundierte Basis.

## **Bibliographie**

Butler, Judith P. 1990. *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York, London: Routledge.

Butler, Judith P. 1993. *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of "Sex"*. New York, London: Routledge.

McNay, Lois. 1993. *Foucault and Feminism: Power, Gender, and the Self*. Boston: Northeastern University Press.

McNay, Lois. 1994. *Foucault: A Critical Introduction*. Cambridge: Polity.

Haraway, Donna (1989) *Primate Visions: Gender, Race and Nature in the World of Modern Science*. New York: Routledge.